Heimweh.

Von Ruth Holweby.

Es liegt ein Eiland, so weit, so weit,
Ein Eiland auf Felsenklippen —
Es rauscht das Meer!
Es steht eine Pforte offen:
Da geht die Einsamkeit . .

Es liegt ein Eiland, da rauscht das Meer
In die blaue, unendliche Ferne —
In die stillen, ewigen Sterne. „
Und die Wasser, sie schlagen
So tief und so schwer:
Da geht die Einsamkeit . . .

Eine seltsame Geschichte.

Erzählung von Margarete Schmalfeldt-Kabiel.)

Während meines Aufenthaltes in Amerika verkehrten mein Mann und ich in New York viel im Hause eines hochangesehenen deutschen Arztes und durch und durch feingebildeten Musikers, dessen Gattin einer vornehmen, deutschen Familie entstammt. Wir musizirten viel miteinander, doch für mich waren die Hauptsache die hohen geistigen Anregungen, welche mir durch den Verkehr mit dem scharmanten, 65 Jahre alten Herrn zutheil wurden und welche mir mit der Zeit fast unentbehrlich geworden waren.

Eines Abends, mitten im Winter, während eines furchtbaren Schneesturmes, wie man ihn bei uns in Deutschland gar nicht kennt, hatten wir uns, etwa zehn Personen, um das behagliche Kaminfeuer gruppirt, da es im Zimmer gar nicht warm werden wollte. Der Sturm heulte um die aus Holz gebaute Villa und rüttelte an Fenstern und Thüren. Unsern verehrten Doktor hatte man uns entführt, er war zu einem Patienten gerufen worden, und nun warteten wir sehnsüchtig auf seine Rückkehr. — Wie so oft in Amerika, kamen wir in der Unterhaltung sehr bald auf Okkultismus, Geistererscheinungen und allerhand übernatürliche Dinge zu sprechen. Eine junge Amerikanerin behauptete, sehr häufig durch Geistererscheinungen beunruhigt zu werden, und gerieth in eine fast beängstigende Aufregung, als einer der anwesenden Herren diese Erscheinungen auf Hysterie oder dergleichen zurückzuführen suchte. Gerade in diesem Augenblicke kam der Doktor zurück, erkundigte sich nach dem Vorgefallenen und sagte: „Ich selbst stehe dergleichen Sachen nicht mehr skeptisch gegenüber, seit ich einmal Zeuge einer wirklich recht unheimlichen Begebenheit gewesen bin.“ Der Doktor wurde von allen Seiten bestürmt, sofort zu erzählen, was ihm passirt sei, aber alles Bitten half nichts. Er meinte, die Geschichte sei zu lang, und es sei auch gegen sein Gefühl, sie zu erzählen. Nur einmal in seinem Leben habe er sie seinem Freunde, einem alten katholischen Priester, anvertraut.

Wenn der gute Doktor glaubte, so hatte er nicht mit meinem Wissensdrange und meiner Begeisterung für dergleichen übernatürliche Räthsel gerechnet. Mit meinem strahlendsten Lächeln ging ich auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Liebes Doktorchen, wenn Sie uns jetzt Ihre Geschichte erzählen, komme ich morgen abend mit meinen schönsten Arien und Liedern, und wir musiziren so viel und so lange, wie Sie wollen.“ Das half. Mit den Worten: Für meine hochgeehrte Kammersängerin bin ich bereit, jedes Opfer zu bringen!“ erhob er sich, zündete sich eine echte Havanna an, setzte sich in seinen bequemsten Sessel und begann:

„Zu der Zeit, als ich noch in Deutschland Militärarzt war, hatte ich des öfteren Gelegenheit, bei einem bekannten, sehr angesehenen Kommerzienrath große Jagden mitzumachen. Während eines großen Jagdessens, gegen Ende November, nahmen die älteren Herren im großen Speisezimmer Platz, während die jüngeren Leute, unter denen sich auch einige Forsteleven befanden, in einem kleineren, danebenliegenden Zimmer untergebracht wurden. In beiden Räumen herrschte die heiterste Stimmung, und des Hausherrn liebenswürdige Aufmerksamkeiten kannten keine Grenzen. Auf einen Wink des Kommerzienrathes erschien der Diener mit der dampfenden Punschbowle, doch in demselben Augenblick sank der Hausherr leichenblaß und mit weitaufgerissenen, starren Augen in seinen Stuhl zurück. Alle Bemühungen eines sich unter den Gästen befindenden Arztes sowie die Theilnahme seiner Familie wurden von demselben, wenn auch freundlich, so doch auf das entschiedenste abgelehnt. Er behauptete, daß ihm ganz wohl sei und daß seine lieben Gäste sich durchaus nicht stören lassen sollten. Darauf nahm er seine Uhr aus der Westentasche und legte sie vor sich auf den Tisch. Doch trotz der angestrengtesten Versuche des Kommerzienraths, möglichst heiter zu erscheinen, konnte es seinen Gästen nicht entgehen, daß er sich nicht mehr am Trinken betheiligte und immer aufgeregter und ungeduldiger seine Uhr fixirte . . . Wir alle athmeten erleichtert auf, als der Gastgeber, nach uns endlos erscheinender Zeit seine Uhr ergriff, sie lächelnd wieder in die Tasche steckte und sein Glas Punsch auf einen Zug leerte. Dann erhob er sich, bat uns vielmals um Entschuldigung und theilte uns mit, daß er bereit sei, eine sofortige Aufklärung seines sonderbaren Benehmens zu geben. . . . „Was ich Ihnen jetzt erzählen werde“, begann er, zu seinen Gästen gewandt, „ist noch niemals über meine Lippen gekommen, selbst meiner Familie habe ich, aus vielen Gründen, nichts davon erzählt. Sie alle wissen vielleicht, daß mir das Glück in meiner Jugend nicht sehr hold gewesen ist, und daß ich erst in späteren Jahren zu Ansehen und Reichthum gelangt bin.

Als junger Kaufmann von neunundzwanzig Jahren reiste ich für ein größeres Geschäftshaus, wobei ich oftmals größere Summen Geldes einzukassiren hatte. Einige kleinere Städte hatten damals noch keine Bahnverbindung, und so war ich gezwungen, mir für diese Reisen einen einspännigen Wagen zu miethen. Auf einer dieser Reisen, im Spätherbst, während ich ein ganz kleines Dorf passirte, zerbrach etwas an dem Wagen, was nicht so leicht reparirt werden konnte, so daß ich gezwungen war, eine ganz bescheidene Dorfschenke aufzusuchen.

Dort zeigte man mir ein kleines, eine Treppe hoch gelegenes Zimmer mit zwei lockeren Fenstern, durch die der Wind pfiff.

An der gegenüberliegenden Wand stand eine alte, klapprige Bettstelle nebst einem Stuhl und einem wackligen Tisch. Mein Hauptaugenmerk galt der Thür. Zum Glück war sie mit einem guten Schloß und einem kräftigen Riegel versehen. Da ich dieses Mal eine besonders große Summe Geldes bei mir führte, beschloß ich, mich gar nicht zu entkleiden, meine Beleuchtung, eine Laterne, brennen zu lassen und, wenn irgend möglich, wach zu bleiben. . . Fast eine Stunde hatte ich mich durch Lesen wach zu halten versucht, als mich eine ganz unbezwingliche Müdigkeit überfiel. Ich gedachte ein wenig einzudösen, überzeugte mich noch einmal von der Sicherheit des Schlosses, legte meinen Revolver neben mich, streckte mich auf dem Bette aus und ließ meiner Müdigkeit freien Lauf.

Durch irgendein Geräusch erwachte ich plötzlich. Mein erster Griff war nach dem Revolver, und als ich durch diese energische Bewegung auf einmal wieder ganz munter geworden war, sah ich zu meinem größten Erstaunen den Hausknecht mit einer weißen Zipfelmütze, einer großen, blauen Schürze und in der einen Hand ein Licht tragend, am Fußende meines Bettes stehen. Wie kam der in mein Zimmer, nachdem ich selbst die Thür ganz fest verschlossen hatte? Vielleicht hatte er es auf mein Geld abgesehen. Mit einem Satze war ich aus dem Bette und zum Angriff bereit. Doch alle meine Anforderungen, das Zimmer zu verlassen, da ich sonst schießen würde, ließen ihn nicht aus seiner merkwürdig eisigen Ruhe kommen. Er erwiderte nichts, schüttelte traurig den Kopf und lud mich durch eine bittende Bewegung ein, ihm zu folgen. Ein sonderbarer Schauer überfiel mich, und doch trieb mich eine unsichtbare Gewalt vorwärts. Die Thür war noch verschlossen, ich öffnete sie, ließ den Hausknecht vorangehen und folgte ihm, in der einen Hand die Laterne, in der anderen den Revolver. . . . Wir gingen die Treppe hinab, auf den Hof, durch Gänge und Stallungen, bis er in einer entlegenen, alten Scheune halt machte. Er zeigte mir einen großen Stein, machte mir ein Zeichen, ihm zu helfen, denselben von seinem Platze zu bewegen, was ich auch mit vieler Mühe versuchte. . . Da, ein plötzlicher Ruck, der Stein bewegte sich, ich schob ihn zur Seite, und in demselben Augenblick war mein Begleiter verschwunden. Vor mir sah ich eine große Vertiefung, ich blickte hinein . . . auf ihrem Grunde lag eine Leiche . . . es war der Hausknecht! —

Voller Entsetzen packte ich meine Laterne, rannte, so schnell mich meine Füße tragen konnten, denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, und erreichte, an allen Gliedern bebend und in Schweiß gebadet, mein Zimmer. Mein erster Gedanke war, die Wirthsleute zu alarmiren, doch besann ich mich bald eines Besseren und beschloß, bis zum Morgengrauen zu warten und zu überlegen, was zu thun das Beste sei.

Als es zu dämmern begann, hielt mich nichts mehr in dem Hause. Mein erster Weg war zum Ortsschulzen, welcher, nachdem er meine Erzählung mit sichtlichem Interesse angehört hatte, nach allen Seiten des Dorfes Boten aussandte und mich bat, mich vorläufig zu seiner Verfügung zu halten.

Bald erschien der Ortsschulze mit dem Gendarmen. Auf einen Wink des Schulzen erhob ich mich, um den Weg noch einmal zu gehen, auf welchem mir der Hausknecht in der unheimlichen Nacht vorangeschritten war. Der Stein lag noch an derselben Stelle, wo ich ihn mit Hilfe des Hausknechtes hingeschoben hatte. Hier wurde halt gemacht, und ich wurde gebeten, mein Erlebniß in Gegenwart aller, auf Befehl des Ortsschulzen gleichfalls anwesenden Hausbewohner noch einmal zu erzählen. Man grub nach der Leiche und fand sie wirklich. Dabei bemerkte man, daß der Wirth der Schenke, ein Mann mit hüsen, lauernden Augen, beim Anblick der Leiche vollständig zusammengebrochen war. Er wurde sogleich verhaftet. . . . Bei der späteren Schwurgerichtsverhandlung, in der ich als Zeuge aufzutreten hatte, machte der Wirth folgendes Geständniß: Sein Hausknecht sei plötzlich und unerwartet in den Besitz einer größeren Summe Geldes gelangt, von der niemand etwas wußte und mit deren Hülfe er sich selbstständig zu machen gedachte. Der Hausknecht habe ihm davon Mittheilung gemacht und ihm auch gesagt, wo er das Geld aufbewahrt hätte. Von dem Augenblick an habe er keine Ruhe mehr gehabt, ihn habe das Geld gereizt. Unter irgendeinem Vorwande habe er einen Abend den Hausknecht in die alte Scheune gelockt, wo er ihn ermordete. . . .

Zehn Jahre mochten seitdem vergangen sein, ich hatte mich inzwischen glücklich verheirathet, hatte Kinder und war zu bedeutendem Wohlstande gekommen. Das Geschäft, für welches ich früher reiste, war in meine Hände übergegangen, und so traf es sich, daß mich das Schicksal noch einmal, diesmal aber mit meinem eigenen Fuhrwerk, das mir in so schreckliche Erinnerung gebliebene Dorf passiren ließ. Die Blitze zuckten, und der Donner grollte. Beim Sturze eines Baumes scheuten die Pferde und rasten in der Dunkelheit gegen eine alte Kirchhofsmauer. Der Kutscher und ich waren mit dem Schrecken davongekommen, aber der Wagen war so beschädigt, daß an eine Weiterfahrt nicht zu denken war . . . .

Wiederum saß ich in demselben Zimmer von damals, nur daß es behaglicher ausgestattet war, seit der neue Wirth das Ansehen der alten Schenke gehoben hatte.

Nach und nach überkam mich ein angenehmes Gefühl der Behaglichkeit, ich trank den Rest einer Flasche Tokayer, welchen ich mit mir zu nehmen pflegte, und legte mich nieder, um zu schlafen. Nach mehreren Stunden ruhigen Schlummers erwachte ich, unten am Fuße des Bettes stand er . . . . der Hausknecht. . . . Mein Schreck war diesmal, merkwürdigerweise, nicht besonders groß, doch zeigte ich ihm meinen Unwillen über seine nochmalige Belästigung und bat ihn, mich für die Zukunft in Ruhe zu lassen. Er schrieb mir mit dem Finger in die Luft, ich solle mir etwas wünschen, was ich ablehnte. Endlich aber, da er gar keine Anstalten machte, mich zu verlassen, wurde ich wüthend und schrie ihn an: „Nun, in drei Teufels Namen, erscheine mir eine Stunde vor meinem Tode!“ Darauf verschwand er. . . .

Wenn ich dieser letzten, eigenartigen Begebenheit auch in meinen späteren Jahren keine weitere Beachtung geschenkt habe, so können Sie es doch wohl verstehen, meine verehrten Gäste, daß es nicht ohne tiefen Eindruck an mir vorübergehen konnte, als ich beim Eintritt meines Dieners mit der dampfenden Punschbowle denselben Hausknecht ihm voranmarschiren sah. . . . Sie verstehen jetzt auch die Geschichte mit meiner Taschenuhr und können begreifen, was mich bewegte, als die mich eine Ewigkeit dünkende Stunde glücklich vorübergegangen war.“ . . . .

Der Bann, welcher bis dahin über der ganzen Gesellschaft gelegen hatte, schien mit einem Schlage gewichen zu sein. Alle athmeten erleichtert auf. Die Gläser wurden frisch gefüllt, sie klangen fröhlich aneinander bei dem begeisterten Hoch, welches auf den allgemein verehrten Freund und geliebten Gastgeber ausgebracht wurde.

In demselben Augenblick entstand im Nebenraum ein großer Lärm. Zwei der jungen Forsteleven schienen dem Punsch zu reichlich zugesprochen zu haben und waren in Streit gerathen, welcher in Thätlichkeiten auszuarten drohte. Der Kommerzienrath erhob sich und begab sich zwischen die jungen Forstleute, um Frieden zu stiften. Einer der Eleven hatte seinen Hirschfänger gezogen, der Hausherr trat ihm abwehrend entgegen — doch zu spät: mit einem lauten Aufschrei stürzte er, mitten ins Herz getroffen, todt zu Boden.“

Das war die Erzählung des liebenswürdigen Arztes. Wir waren ernst und nachdenklich geworden. In unseren Seelen erklang Hamlets Wort, daß es etwas zwischen Himmel und Erde gibt, von dem unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt.

Ein frecher Streich.

Eine Gaunergeschichte von St. Adolf.

„Herr Doktor, ich brauche Ihre Hilfe.“

Mit diesen Worten trat ein gutgekleideter Mann mittleren Alters in das Sprechzimmer Dr. Schuberts, des beschäftigsten Arztes der großen Provinzstadt, welcher besonders als Chirurg einen guten Ruf hatte.

Der Hausherr lud den Fremden mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und sagte in jenem bezeichnenden und jovialen Tonfall, den er Patienten gegenüber anzunehmen pflegte: „Nun, wir wollen sehen! Wo fehlt es denn?“

Der Besucher lachte hell auf. „Pardon, das ist ein Irrthum. Ich bin, Gott sei dank, ganz gesund. Aber gestatten Sie, daß ich mich vorstelle.“

Schubert nahm das weiße Kärtchen vom Schreibtische, hielt es dicht vor die Augen, denn er war ein wenig kurzsichtig, und las halblaut: „Max Krause, Kriminalbeamter aus Berlin.“

„Sehr erfreut,“ fuhr er dann geschäftsmäßig fort, indem er eine leichte Verbeugung gegen den Besucher hin machte. „Sehr erfreut. Aber da Sie selbst nicht krank sind, ist es wohl einer Ihrer Angehörigen, für den Sie meinen Rath wünschen.“

„Auch das nicht, Herr Doktor. Als ich vorhin sagte, ich brauchte Ihre Hilfe, meinte ich nicht Ihre Hilfeleistung als Arzt, sondern als Mensch, als Bürger eines gesitteten und geordneten Rechtsstaates. Ich bin auf der Spur eines Verbrechers und Sie sollen mir behilflich sein, ihn zu fangen.“

Schubert lächelte. „Das ist ja sehr interessant und ich bin natürlich gerne zur Hilfe bereit, wenn ich wüßte, wie ich mich dabei anstellen soll.“

„O, nichts leichter als das. Ich will Ihnen in Kürze das Nothwendigste erzählen. Es handelt sich um einen schweren Jungen, einen berüchtigten Einbrecher, der jedoch, wie viele seines Berufes, im Privatleben sehr ruhig und anständig, ja sogar distinguirt aussieht. Der Bursche hat gestern Abends in Berlin einen Einbruch verübt, bei dem es ihm aber nicht ganz nach Wollen ging. Zwar gelang es ihm, die Kasse zu erbrechen und eine beträchtliche Summe zu entwenden, aber der Eigenthümer kam dazu und feuerte auf den flüchtigen Verbrecher, mit Erfolg, wie wir aus den Blutspuren entnehmen konnten. Trotzdem ist der Bursche entkommen.“

Dr. Schubert unterbrach den Erzähler mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Recht schön, aber ich sehe noch immer nicht, auf welche Weise ich —“.

„Sofort komme ich zur Sache. Mein Verdacht fiel sofort auf eine bestimmte Person und wurde noch verstärkt, als ich erfuhr, der Bursche sei am Abend noch von Berlin abgedampft. Ich folgte seiner Spur bis hierher. Im Hotel erfuhr ich, er habe sich nach der Adresse eines Arztes erkundigt und sei zu Ihnen gewiesen worden. So nahm ich denn ein Mieths-Automobil und fuhr direkt hierher. Auch der andere kann nicht lange auf sich warten lassen.“

Schubert nickte. „Ich beginne zu begreifen.“

„Die Sache ist allerdings ganz einfach. Ich könnte ihn ja sofort beim Eintritt oder noch im Wartezimmer verhaften, aber das würde unnützes Aufsehen erregen und dann ist der Junge — eigentlich ist er schon hübsch alt — ein rabiater Mensch und im Stande, mich niederzuknallen, wenn ich ihm nicht zuvorkomme, denn er kennt mich ganz gut. Uebrigens kommt noch etwas dazu. Ich habe wohl einen, wie ich glaube sehr begründeten Verdacht, aber ganz sicher werde ich meiner Sache doch erst sein, wenn Sie mir das Vorhandensein der Schußwunde bestätigen. Mein Plan ist also folgender: Sie haben wohl hier noch ein Nebenzimmer, welches Sie mir für kurze Zeit zur Verfügung stellen können.“

„Gewiß, hier diesen kleinen Salon.“ Dr. Schubert öffnete eine Thüre und ließ den Kriminalbeamten in ein kleines, sehr elegant ausgestattetes Zimmer eintreten. „Das ist mein Privatsalon, den ich auch bisweilen als Wartezimmer für besonders distinguirte Patienten benütze.“

„Sehr gut. Ich will da drinnen warten. Sie stellen sich natürlich nichts ahnend, verbinden dem Burschen ruhig seine Wunde, dann aber lassen Sie ihn, anstatt daß er das Zimmer direkt verläßt, hier durchgehen. Das Uebrige ist meine Sache.“

Schubert nickte. „Sehr gut, und damit Sie gleich wissen, woran Sie sind, will ich, falls thatsächlich eine Schußwunde vorhanden ist, noch an der Thürschwelle eine darauf bezügliche Aeußerung machen.“

Krause rieb sich die Hände. „Famos, famos. Ich sehe schon, Sie sind ein idealer Mitarbeiter, Herr Doktor. Doch jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten. Ihre Kranken warten.“

Die Untersuchungen Schuberts ließen heute viel von der Gründlichkeit vermissen, die man ihm sonst nachrühmte. Und als einer der Kranken — es war der vierte oder fünfte in der Reihe — sich Hilfe für eine Schußverletzung erbat, war Schubert so aufgeregt, daß er sich beinahe verrathen hätte.

Während der Arzt die Wunde auswusch und verband, erzählte der Verletzte eine Geschichte, wie er zu der Verwundung gekommen sei. Seine Reisepistole sei ein wenig verrostet gewesen und er habe beim Putzen ungeschickt hantirt, so daß der Revolver losgegangen sei. Schubert lachte sich in's Fäustchen und dachte: „Du kannst lange warten, bis ich Dir Dein Mädchen glaube.“

Als der Fremde sich verabschiedete, legte er einen Fünfzigmarkschein auf den Tisch.

„Wie nobel Spitzbuben mit gestohlenem Geld sein können,“ dachte Schubert, während er den Empfang des Honorars mit einer tiefen Verbeugung quittirte. Dann begleitete er den Fremden, der übrigens nur ganz oberflächlich verletzt war, zur Salonthüre, die er weit öffnete und als gäbe er dem anderen noch beim Abschied einen guten Rath, sagte er laut: „Also bitte, große Schonung! Schußverletzungen, auch oberflächliche, sind immer mit Vorsicht zu behandeln.“

Im selben Augenblick, als der Verletzte die Schwelle überschritt, sauste ein Hieb auf seinen Schädel herab und wie vom Blitze getroffen, fiel er zusammen. Erschrocken sprang Schubert herbei und fing ihn auf. „Um Gotteswillen, was haben Sie gethn?“

Krause lachte roh. „Pah, an so einem Hieb mit einem amerikanischen Polizeiknüttel stirbt der Bursche nicht. Mit einer Viertelstunde Bewußtlosigkeit und etwas Kopfschmerzen nachher ist es gethan. Immer noch besser, als wenn er mich oder vielleicht gar uns beide niedergeknallt hätte. Doch jetzt, bitte, ehe er erwacht, ein paar tüchtige Stricke, um ihm Hände und Füße zu binden.“

„Sofort, ich hole ein paar Riemen aus dem Ordinationszimmer.“

Wenige Minuten später lag der Verbrecher, der noch immer bewußtlos war, an Händen und Füßen zusammengeschnürt wie ein Wäschebündel auf dem Sopha. Krause nickte befriedigt.

„So, jetzt brauchen wir nur noch die Polizei zu verständigen. Sie haben doch ein Telephon? Dann bitte, klingeln Sie die Hauptwache an und erbitten Sie die Zusendung eines Transportwagens.“

„Die Hauptwache? Hm, die ist im anderen Ende der Stadt. Aber ich kann ja die Wachstube anrufen, die zwei Straßen von hier —“

„Nein, nein,“ fiel ihm Krause in's Wort, „damit ist mir nicht gedient. Dort haben sie keine Transportwagen. Klingeln Sie nur nach der Hauptwache. Im Uebrigen lassen Sie sich nicht stören, und fertigen Sie Ihre Patienten ab. Ich bleibe inzwischen hier.“

Beinahe mit Gewalt schob der Kiminalbeamte den Arzt über die Schwelle und drückte die Thür hinter ihm zu.

Es waren noch mehrere Leute im Vorzimmer, und Schubert, in dem nach Vollendung des Abenteuers wieder der gewissenhafte Arzt erwachte, hatte über eine halbe Stunde zu thun, ehe er sie alle abgefertigt hatte. Gerade, als der letzte Kranke das Zimmer verließ, betrat ein Commissär der städtischen Polizei in Begleitung zweier Wachleute das Vorzimmer.

„Um was handelt es sich, Herr Doktor?“

„Das soll Ihnen Ihr Berliner College erzählen.“ Schubert wollte in den Salon eintreten, aber die Thüre gab nicht nach. Sie war von innen geschlossen. Man hörte deutlich aus dem Nebenzimmer ein dumpfes Stöhnen. Der Arzt erblaßte.

„Um Gotteswillen, der Verbrecher wird sich doch nicht befreit und am Ende den Commissär verletzt haben?“

Dem gemeinsamen Ansturm der Männer hielt die schwache Thür nicht stand. Polternd stürzte sie in's Zimmer.

„Gottlob, der Verbrecher ist noch da.“ Und Schubert deutete auf das stöhnende, zusammengeschnürte Bündel, welches auf dem Sopha lag. „Aber wo ist der Commissär Krause? Und was ist denn das?“

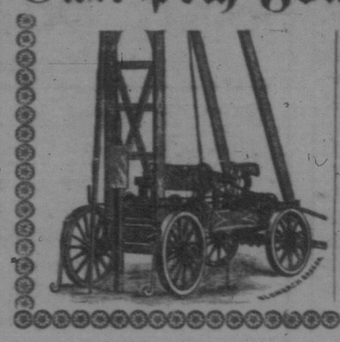
Erschrocken starrte der Arzt um sich. Die kostbaren Bronzen und Nippes waren verschwunden, das Silberschränkchen erbrochen und seines Inhaltes beraubt.

Drei Monate später wurde der angebliche Krause verhaftet. Er hatte im selben Hotel mit dem Verletzten gewohnt, hatte gehört, wie derselbe vom Portier die Adresse Schuberts erhielt und darauf seinen Plan aufgebaut, sich der wohlgefüllten Brieftasche zu versichern. Dr. Schuberts Bronzen und Silberzeug hatte er als Mann, der auch das Kleine zu ehren weiß, mitgehen heißen.

— Nachwehen. Patient: „Doktor, können Sie mir nicht ein gutes Nerven-Stärkungsmittel verschreiben?“ — „Wozu, Sie sind ja schon gesund?“ — „Ja wohl, aber ich will Sie um Ihre Rechnung bitten.“

— Der rechte Augenblick. „Auf Wiedersehen! Leben Sie recht wohl!“ „Danke sehr! Aber zum Wohlleben gehört Geld; können Sie mir vielleicht zehn Mark pumpen?“

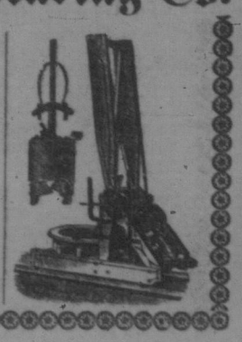
Gus. Pech Foundry & Manufacturing Co.



Fabrikanten der
Pech Monarch Drillbohrer u. Monitor Brunnenbohrer.
Rotations u. Jettings Processe

D. Collins,
Manager der Filiale in Regina, P. O Box 839
Lange Distanz Telephon No 540

Ein großes Läger von Maschinen.
Reparaturen jederzeit vorgenommen.



The Saskatchewan Courier Publ. Co.
Regina

Uebernimmt die Anfertigung

Aller Arten von Drucksachen,
Visitenkarten,
Briefbogen,
Couverte,
Reklamesachen, etc.

In deutscher und englischer Sprache.

Aufmerksame und schnelle Bedienung.

Aufträge können auch unsern Agenten übergeben werden.

Deutsches Landbureau

Office: Jasper Straße.
P.O.-Box 476, Maple Creek.
Rudolph P. Brauss, Mgr.

Prokonsul für Deutsche und Deutschrussen; Oeffentlicher Notar; vereidigter Kommissär in deutschen Urkunden.

Gutes Farmland, schwerer, schwarzer Boden in bester Weizengegend.
An- und Verkauf von Farmen.
Freie Heimstätten und Preemptions von Farmen, bis 31. Dezember 1910.
Scripland und C. P. R. Land an Hand.
Einziehen von Geldern aller Art.
Wir tun Geschäfte mit Oesterreich und der Schweiz.
Schreibt heute oder sprecht in unserer Office vor.
Wir garantieren für jedes Unternehmen.

Ausstellungstage der Landwirtschaftlichen Vereinigungen in Saskatchewan.

Kreis J

Maymont 21. September.
Radisson 22. September.
Asquith 23. September.
Togo 27. September.
Canora 28. September.
Watson 29. September.
Maple Creek 21., 22. Sept.
North Battleford 11., 12. Okt.

— Wir verweisen unsere Freunde hiermit nochmals auf die Anzeige auf der ersten Seite. Alle, die uns helfen wollen, mehr Leser für den „Courier“ zu bekommen, sollten uns sofort schreiben. Wir haben einen guten Plan ausgedacht, und tüchtige Leute werden es nicht bereuen, sich für uns bemüht zu haben.

Also, Freunde, schreibt heute. Je eher wir Eure Namen bekommen, desto besser.

Saskatchewan Courier Publ. Co.,
Box 505, Regina, Sask.

Deutsches Restaurant

Billige Schlafstellen
Gute Küche.

Mathias Brunner,
10. Avenue, Nargang Block.

— Nicht eine Minute sollte verloren werden, sobald sich Anzeichen von Bräune bei einem Kinde einstellen. Wenn Chamberlain's Cough Remedy sofort bei Heiserkeit, oder sogar bei Bräune-Husten gebraucht wird, wird die Heilung sofort eintreten. Zu haben bei allen Drogisten, Grocers und in jedem einschlägigen Geschäft.

Für Jäger.

Da die Jagdsaison für Enten nahe vor der Türe steht, teilt uns der Wildhüter Folgendes zur Veröffentlichung mit:

In der letzten Sitzung der Legislatur wurden einige wichtige Aenderungen des Jagdgesetzes vorgenommen. Es ist jetzt notwendig, daß alle Bewohner von Cities, Städten und inkorporierten Dörfern in der Provinz, die diesen Herbst auf die Jagd gheen wollen, sich zuerst einen Erlaubnisschein lösen müssen. Die sog. „Resident's License“ kann man sich unter Zahlung von 1 Dollar bei dem Beamten lösen, der die Heiratsscheine ausstellt. Erlaubnisscheine zum Jagen auf großes Wild kosten zwei Dollars.

Eine andere wichtige Aenderung im Gesetz ist die Aufhebung des sogenannten „Guest Permit“. Dieser Erlaubnisschein war für solche, die nicht in der Provinz ansässig sind, kostete 1 Dollar und war für fünf Tage als Jagdschein auf Geflügel giltig. Gemäß den neuen Bestimmungen müssen Nicht-Ansässige, die Geflügel in Saskatchewan schießen wollen, einen Jagdschein auf Geflügel beim Departement der Landwirtschaft in Regina oder bei dem Wildhüter des Distrikts lösen. Dieser Schein ist für 6 Tage giltig und kostet 10 Dollars.

Weiter mag erwähnt werden, daß Saskatchewan neben den Distrikts-Wildhütern einige hundert freiwillige Wildhüter hat. Alle Mitglieder der Berittenen Polizei sind ex officio Wildhüter, desgleichen die Councillors der ländlichen Munizipalitäten und der Local Improvement Distrikte.

Auf Verlangen muß man den Wildhütern den Jagdschein vorzeigen